

(Nachdruck verboten.)

Der letzte Tag eines Verurtheilten*

13]

Von Victor Hugo.

Aus dem Französischen von Paul Linsemann.

XXXIX.

Sie sagen, daß es gar nicht so schlimm sei und daß man keine Schmerzen leidet, daß es ein sanftes Ende und daß das Sterben auf diese Art sehr vereinfacht sei.

So! Also dieser sechswöchentliche Todeskampf und dieses Röcheln des ganzen letzten Tages ist garnichts? Die schreckliche Angst dieses garnicht wieder gut zu machenden Tages, der so langsam und doch so schnell verfliehet, bedeutet nichts? Welche riesenlange Leiter der Qualen, die auf dem Schafott endigt!

Augenscheinlich heißt das nicht „leiden“.

Ist es nicht ebenso schrecklich, wenn dem Verstande Gedanke auf Gedanke erlischt, als wenn das Blut Tropfen für Tropfen entnimmt?

Und dann, sind die Leute so sicher, daß man nicht leidet? Wer hat es ihnen gesagt? Hat man je gehört, daß ein abgeschlagener Kopf sich blutig wieder am Rande des Korbes auferichtet und dem Volke zugerufen hat: „Das thut gar nicht weh!“

Sind die Todten, die sie auf ihre Weise ums Leben gebracht, wiedergekommen und haben ihnen dankend gesagt: „Eine famose Erfindung. Halten Sie ja fest daran. Der Mechanismus ist ausgezeichnet.“

Vielleicht Robespierre? Vielleicht Ludwig XVI.?

In weniger als einer Minute, als einer Sekunde und die Sache ist erledigt.

Haben sie sich jemals nur in Gedanken an die Stelle desjenigen versetzt, der da liegt, im Augenblick, wo das schwere Fallbeil das Fleisch zerschneidet, die Nervenstränge zerreiht, die Wirbelknochen zerbricht? . . .

Ach was! Eine halbe Sekunde! Den Schmerz spürt man kaum . . . Entsetzlich!

XL.

Es ist sonderbar, daß ich unaufhörlich an den König denke. Ich vernehme eine Stimme in meinem Ohr, die mir unaufhörlich zuflüstert:

„In dieser Stadt, zu dieser Stunde und nicht weit von hier ist in einem andern Palast ein Mann, der auch Wachen an allen Thüren hat, ein Mann, im ganzen Volke einzig in seiner Art, wie du, nur mit dem Unterschiede, daß er ebenso hoch steht, wie du niedrig. Sein ganzes Leben, Minute für Minute, besteht nur aus Ruhm, Größe, Vergnügen und Zerstreuung. Alles um ihn her ist Liebe, Hochachtung und Verehrung. Die lautesten Stimmen werden leise, wenn sie mit ihm sprechen, und die stolzesten Stirnen neigen sich. Nur Seide und Goldschimmern vor seinen Augen. Um diese Stunde hält er einen Ministerrath, wo alle seiner Meinung sind, oder er denkt an die Jagd von morgen, an den Ball von heute Abend und kann sicher sein, daß das Fest zur festgesetzten Stunde beginnt, und überläßt Andern die Vorbereitungen zu seinen Vergnügungen. Und dieser Mann besteht aus Fleisch und Knochen wie du! — Es würde genügen, um das Schafott zu stürzen, um Alles dir wiederzugeben: Leben, Freiheit, Glück, Familie, wenn Er mit dieser Feder die sieben Buchstaben seines Namens*) an das Ende eines Papierfehens schrieb — ja es genüge selbst, wenn seine Karosse Deinem Karren begegnete! — Und es würde ihm vielleicht auch recht sein — und es wird nichts davon geschehen!

XLI.

Auf! Zeigen wir Muth vor dem Tode, packen wir den schrecklichen Gedanken mit beiden Händen und sehen wir ihm fest ins Gesicht. Er soll uns Rechenschaft ablegen, damit wir wissen, was er ist, und was er von uns will. Betrachten wir ihn von allen Seiten, entziffern wir das Räthsel und blicken wir einmal in das Grab.

Ich glaube, sobald meine Augen geschlossen sind, werde

ich eine große Klarheit und Abgründe voll Licht erblicken, wo mein Geist ohne Ende hinabwallen wird. Der Himmel wird von selbst so strahlen, daß die Sterne davon wie dunkle Flecke erscheinen und anstatt, wie sie für menschliche Augen waren, Goldstimmer auf schwarzem Sammet, werden sie wie schwarze Tupfen auf Goldstoff aussehen. Aber, es könnte ja auch ein gräßlicher, tiefer Abgrund sein, dessen Wände mit Finsterniß überzogen wären, in den ich endlos falle und Gestalten erblicke, die sich im Schatten hin und her bewegen. Oder ich befinde mich, wenn ich nach der Köpfung wieder aufwachte, auf einer feuchtglitschigen Ebene, krieche in der Dunkelheit umher und drehe mich wie ein rollender Kopf um mich selbst. Vielleicht weht dort ein starker Wind, der mich vor sich hin treibt, und ich werde da und dort von anderen rollenden Schädeln gestoßen. Da werden auch Pfützen und Rinnen sein, gefüllt mit einer schwärzlichen lauwarmen Brühe. Wenn meine Augen sich nach oben richteten, würden sie nur einen finsternen Himmel erblicken, und in der Ferne ganz hinten große Rauchsäulen, die noch dunkler als die Finsterniß sind. In der Nacht schwirren kleine rothe Fünflinge umher. Wenn sie herantommen, sieht man, daß es feurige Vögel sind. Und so wird es in der ganzen Ewigkeit sein.

Auch können zu gewissen Zeiten die Todten des Gräberplatzes sich in dunklen Winternächten auf dem Platze versammeln, der ihnen gehört. Das wird eine bleiche und blutige Menge sein und ich werde nicht dabei fehlen. Kein Mond wird scheinen und mit leiser Stimme wird man sprechen. Das Stadthaus wird dastehen mit seiner zerfressenen Fassade, seinem ausgezackten Dach und seinem Zifferblatt, das unbarmherzig für Alle gewesen ist. Auf dem Platze wird eine Guillotine der Hölle stehen, worauf der Teufel einen Hentzer hinrichtet. Das wird um vier Uhr Morgens sein. Wir unsererseits werden diesmal die schaulustige Menge sein.

So wird es wahrscheinlich sein. Aber wenn diese Todten als Gespenster umgehen — in welcher Gestalt werden sie da erscheinen? Was behalten sie von ihrem verstümmelten Körper? Was wählen sie? Wird der Kopf oder der Rumpf das Gespenst sein?

Was wird der Tod mit unserer Seele machen? Welche Beschaffenheit läßt er ihr? Was hat er ihr zu nehmen oder zu geben? Wohin versetzt er sie? Verleiht er ihr zuweilen menschliche Augen, damit sie auf die Erde sehen und weinen kann!

Ach! Einen Priester, einen Priester, der das weiß!
Mein Gott, wieder der von vorhin!

XLII.

Ich habe ihn gebeten, mich schlafen zu lassen, und habe mich auf das Bett gelegt.

In der That, das Blut strömte mir zu Kopf, und das schläferete mich ein. Das ist mein letzter Schlaf in diesem Leben.

Ich hatte einen Traum.

Ich träumte, es sei Nacht. Mir kam es vor, ich sei mit zwei oder drei meiner Freunde, ich weiß nicht mehr, mit welchen, in meinem Zimmer.

Meine Frau hatte sich im daranstoßenden Schlafzimmer zur Ruhe begeben und schlief neben ihrem Kinde.

Wir unterhielten uns mit leiser Stimme, meine Freunde und ich, und was wir sprachen, erschreckte uns.

Blötzlich glaube ich ein Geräusch in einem der Zimmer meiner Wohnung zu hören, ein schwaches, seltsames und unbestimmbares Geräusch.

Meine Freunde hatten es wie ich gehört. Wir lauschten; es war, als ob man heimlich ein Schloß öffnete oder als ob ein Riegel leise durchseilt würde.

Es lag etwas darin, daß uns eiskalt überließ; wir hatten Furcht. Wir dachten, daß vielleicht Diebe da seien, die sich um die schon ziemlich vorgerückte Nachstunde in mein Haus geschlichen.

Wir entschlossen uns nachzusehen. Ich sprang auf und ergriff ein Licht. Meine Freunde folgten mir einer hinter dem andern.

Wir durchschritten das benachbarte Schlafzimmer. Meine Frau lag mit dem Kinde in festem Schlaf.

*) Gemeint ist Karl (Charles) X., der Bruder Ludwigs XVI., der 1824 zur Regierung kam und im Juli 1830 vertrieben wurde.

Dann kamen wir in den Salon. Nichts zu sehen. Die Portraits hingen unbeweglich in ihren Goldrahmen auf der rothen Tapete. Aber an der Thür vom Salon zum Speisezimmer schien mir jemand gewesen zu sein.

Wir traten in das Speisezimmer und gingen an den Wänden entlang. Ich an der Spitze. Die Thür nach der Treppe und die Fenster waren wohl verschlossen. Als ich in die Nähe des Ofens kam, sah ich, daß der Wäscheschrank offen stand, und daß die Thür dieses Schrankes nach der Wanddecke zu aufgesperrt war, wie um diese zu decken.

Das überraschte mich. Wir ahnten sofort, daß jemand hinter der Thür stecken müsse.

Ich zog mit der Hand an der Thür, um den Schrank zu schließen, aber sie gab nicht nach. Verblüfft darüber, zog ich stärker, sie gab plötzlich nach und eine kleine alte Frau kam zum Vorschein, mit herabhängenden Händen, die Augen geschlossen, unbeweglich, aufrecht dastehend und wie angeleitet in der Wanddecke.

Es war ein schauerlicher Anblick und meine Haare sträuben sich noch, wenn ich daran denke.

Ich fragte die Alte:

„Was machen Sie hier?“

Sie antwortete nicht.

Ich fragte weiter:

„Wer sind Sie?“

Sie antwortete wieder nicht, rührte sich nicht und hielt die Augen geschlossen.

Meine Freunde sagten:

„Ohne Zweifel eine Miskulbige der Diebe. Sie selbst sind entwischt, als sie uns kommen hörten: sie hat nicht entfliehen können und hat sich hier versteckt.“

Ich befragte sie von neuem, aber sie blieb stumm, ohne sich zu rühren, ohne die Augen aufzumachen.

Einer von uns gab ihr einen Stoß, sie stürzte zur Erde nieder.

Sie stürzte wie auf einen Schlag hin, wie ein Stück Holz, wie ein tochter Körper.

Wir stiepen sie mit dem Fuße an; dann hoben zwei von uns sie wieder auf und stellten sie von neuem an die Wand. Sie gab noch kein Lebenszeichen. Man schrie ihr ins Ohr, sie blieb stumm, als ob sie taub sei.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Spielhagen.

(Zu seinem 70. Geburtstag.)

Wenn heute irgend wer vollen Grund hätte, den Romandichter Friedrich Spielhagen zu feiern, so wäre es die bürgerlich-liberale Welt. Wenn sie es nicht mehr mit reinstem Gewissen thun kann, so liegt es an ihr und nicht an ihrem Dichter. Sie ist älter geworden, manches an ihr ist verweicht, manches entartet; er aber ist in seiner Weise jung geblieben. Vom schwunghaften Idealismus, der einstmal die bürgerlich-liberale Gesellschaft erfüllte, ist er nicht gewichen. Das ließ ihn aufrecht stehen; und so lebt er denn mitten unter uns, ein Bürger Berlins, in frischem Alter. Seine elastische Gestalt ist gescheitert geblieben, sein Wesen ist leicht erregbar, sein Auge blüht frisch und frei; es ist nicht trüb geworden, als wäre die Hoffnung in der Seele Spielhagen's erstorben. Vor einem aufrechten Mann zu salutiren, ist wohl gegemend; auch wenn man nicht die gleichen Götter, wie er, verehrt, und wenn man selbst die Ueberzeugung hegt, daß sein ideelles Wirken nicht in die Zukunft reichen werde.

Als Friedrich Spielhagen seinen sechzigsten Geburtstag feierte, da war der damalige Minister Gopler so unvorsichtig, dem demokratischen Spielhagen in sehr herzlichen Worten Glück zu wünschen. Minister sind bisweilen so unvorsichtig, besonders bei festlicher Veranlassung. In der Werktagssitzung pflegen sie sich dann selbst zu korrigiren. Die „Kreuz-Zeitung“ war aber damals dennoch ernstlich böse; und von ihrem Standpunkt aus mit Recht. Was der Mann künstlerisch, was er geistig-ideell zu bedeuten hätte, wie er in seiner Weise auch ein Mehrer vaterländischer Geistesarbeit wurde, das bekümmert die „Kreuz-Zeitung“ nicht: Er riecht nach 1848 und dieser Ludergeruch genügt, ihn zu verdammen. Seit zehn Jahren ist es um die Geistesfreiheit noch enger geworden, und nicht blos in Deutschland. Vesorgt mögen Manche fragen, ob Herr Boffe heute ebenso als Gratulant sich einstellen werde, wie Herr v. Gopler noch vor zehn Jahren? Es giebt immer noch Leute, die derlei ungeheuer wichtig nehmen.

Spielhagen läßt sich nicht rein literar-künstlerisch betrachten, wie etwa die bedeutenden Schweizer Erzähler Gottfried Keller und Ferdinand Meier. Seine Künstlerkraft steht nicht so hoch; sein agitatorisch-politisches Temperament lobert zu lebhaft.

Faßt man die Geistesgeschichte Deutschlands im Großen, so steht Spielhagen literarisch zwischen dem jungen Deutschland, das die

Romantik überwand und freisittlich auflärende Tendenzen hatte, und zwischen jener literar-künstlerischen Bewegung, die etwa um die Mitte der achtziger Jahre in Deutschland anbrach und mannigfach von sozialistischen Motiven beeinflusst war. Mit dem jungen Deutschland theilt Spielhagen das Pathos, wohl auch die lehrhafte Abständigkeit. Wie Heinrich Raabe im „Jungen Europa“, wie Guytow in den „Rittern vom Geiste“, im „Jauberer von Rom“ den Zeitroman pflegen, der in weitem Rahmen die Geisteskämpfe einer bestimmten Gegenwart unspannen soll, so versucht es auch Spielhagen von seiner liberal-demokratischen Weltanschauung aus, die Zeitfragen in umfassenden Romanen zu erörtern. Auf die Breite des Umblids kommt es ihm dabei mehr an, als auf künstlerische Vertiefung. Wenigstens in der Mehrzahl seiner Werke. Der Grundton bleibt pathetisch. Dies Pathos ist aber nicht mehr so sturmbezeugt, wie in jenen Tagen, da die „eiserne Verge“ (Hertzog) sang, noch ist es mit Bitterkeit durchsetzt, wie das innere Pathos in der moderneren Anlageliteratur, dem Spielhagen ist, wenn er auch manches Fragezeichen setzt, im Ganzen doch ein Mann der Gläubigkeit. Er vertraut der bürgerlichen Ordnung, der bürgerlichen Gemeinschaft, wenn sie tapfer und tüchtig in Reich und Glied steht. Er zeigt darin Beisebensverwandtschaft mit dem weniger geistreichen, weniger politisch erregten, aber gestaltungskraftigeren Gustav Freytag.

Es ist darum einem neuen Geschlecht schwer, sich vorzustellen, wie in den sechziger Jahren und noch nach siebenzig die Romane Spielhagen's unmittelbar zündeten, wie sie die akademische Jugend zumal beschäftigten, wie sie Reime Spielhagen'scher Weltanschauung verbreiteten: so daß es geradezu pugig erscheint, wenn irgend ein gespreiztes liberales Herrchen heute, weil es mit rhetorischem Brustton prunten kam und als „Politiker“ gefeiert wird, sich so geberdet, als hätte er Wunder was gethan. Man kann auch statt des liberalen sich andere politische Herrchen vorstellen. Für die humorvolle Betrachtung der Welt ist Spielhagen's Weise nicht geschaffen. Seine Kunst ist hierzu nicht naiv genug, im Sinne der Schiller'schen Aesthetik. Sie ist eher sentimental-rhetorisch. Dies Sentimentalische drängt sich auch in den Romanen vor, die sich im Großen vom Tendenzjösen frei halten und die, künstlerisch gesehen, zu den besten Arbeiten Spielhagen's zählen. So in der berühmten gewordenen „Sturmfluth“. Sentimentalisch ist auch die Art, wie Spielhagen Massenbewegungen faßt. Es fällt ihm schwer, zu realer Klarheit zu gelangen. Wenn er des sozialen Leides gedenkt, so ist er als Dichter natürlich weit davon entfernt, so wenig Mitgefühl zu fennen, wie zur Zeit ein Theil der liberalen Gemeinschaft selber. Aber doch hat er so viel vom Ordnungspastor in seinem Geblüt, daß er nicht etwas wie mystisches, geheimes Bangen empfindet. Die gährende Bewegung bereitet ihm einige Pein. In seiner ganzen Kunstmanier lebt die romanhafte Ueber-treibung. Das Kräftige wird ihm leicht zum Dämonischen, wenn es seine Antipathie reizt. Das Voshafte zum Satanißchen. So entfernt er sich leicht von der Wirklichkeit der Dinge und beleuchtet phantastisch, effelreich. Manchmal erscheint ihm das preußische Junkerthum in ähnlicher Färbung, wie einem Sudemann. Die naiv-menschliche Nahe verschwinden. Die aufgesetzte nervös-unruhige Phantasie glaubt übermenschliche Gestalten zu schauen. Was außerhalb des bürgerlichen Geleises sich bewegt, reizt diese Phantasie. Das sensible Hirn sieht dann Gestalten in übernatürlicher Größe, in übernatürlichen Konturen. Dann bekommen diese Gestalten etwas Theatralisches, maskenhaft Starres. So ist es, wenn er an das irreguläre Maß eines Bismard oder eines agitatorischen Genies, wie Lassalle denkt. In seinem Zeitroman „Im Reich und Glied“ modelt er sich z. B. einen Lassalle. Selbstverständlich nicht im trivialen Sinn eines Schlüsselromans, wo durchsichtige Anspielungen gemacht werden, um ein sensationsklüsteres Publikum zu reizen. Das kam Felix Philippi auch, wenn er Bismard in das Gewand eines alten entlassenen Fabrikdirektors steckt. Den Schlüssel zu den inneren Gesetzen, die in Ferdinand Lassalle nothwendig wirken, wollte Spielhagen finden. Aber die Einzelzüge verrinnen bei Spielhagen, der kein sonderlicher Bildner ist. Vor der überhigten Phantasie taucht ein Spul auf. Das Genie des Modells wächst zu ungeheuerlicher Größe; aber ebenso der tragische Dämon in seiner Brust, der Wille zur Macht, die Leidenschaft des Gehirns, die schließlich alle Gemüthsregungen tödtet und den Helden selber, nachdem er über Leiden geschritten, zum verzweifelten Ende treibt. Nirgends ein Lächeln über Menschlichkeiten, alles das stocksteif düster vorgetragen! Das läßt die Zeitromane Spielhagen's, so geistreich aufgebaut, so stimmungsvooll sie im Einzelnen sind, gerade für den Leser, der zu anderer Beobachtungswiese sich geschult hat, veraltet erscheinen.

Der Haupttruhm Spielhagen's ruht trotz Allem im Roman. Was er fürs Theater schuf, was er als Lyriker sammelte, das zündete nicht, wie die Erzählungen zu ihrer Zeit zündeten.

Ein arbeitsreiches Leben liegt hinter Spielhagen. Auf die Kreise, auf die er wirken wollte, hat er gewirkt. Bald waren seine Werke wie ein Bedruck, bald eine Mahnung zur Einkehr. Zu den bestimmenden Geistern, die vorwärts treiben, gehörte er nicht. Aber in jener Zeit, wo sein Fühlen auf reichere Verwandtschaft stieß, als heute, hat er zu den Gemüthern eindringlich zu reden verstanden; und das ist gewiß nicht wenig.

Vor vierzig Jahren erschien das Buch, das Spielhagen's Namen zuerst und mit einem Schlag im geistigen Dasein Deutschlands berühmt machte: es waren die „problematischen Naturen“. Der

Roman erschien zu einer Zeit des Drucks, der Mäßigkeit und frömmelnder Reaktion. Er war ein Zeitdokument geworden. Seither schuf Spielhagen. Sein Lebenswerk war nur durch emsigen Fleiß möglich. Aber wie wohl er zu den angesehensten Schriftstellern Deutschlands zählt, Reichthümer hat er nicht erworben, Geld hat er nicht gemacht. An der Elbe zu Magdeburg ist er am 24. Februar 1827 als Sohn eines Regierungsrats geboren, die Ostseeküste, Stralsund und Rügen nennt er seine wirkliche Heimath. Dorthin ward er als Kind verpflanzt, von dort holte er die ersten Jugendeindrücke, die am tiefsten haften blieben. Später studirte er. Philologe sollte er werden. Bald trieb es ihn zur Literatur; er arbeitete im Zeitungsfeuilleton und übernahm eine Stelle als Redakteur. Das Aufsehen, das die „problematifchen Naturen“ machten, führten ihn vollends der freien Schriftstellerei zu. „Hammer und Ambos“ und die „Sturmfluth“ gelten als die reinsten künstlerischen Gaben, die Spielhagen nach seiner Natur den deutschen Lesern zu bieten hatte. — ff.

Kleines Feuilleton.

— **Spielkarten.** Man schreibt uns: Zu dem vorgestrigen Feuilleton über Spielkarten erlaube ich mir mitzutheilen, daß ich ein alpinisches Kartenspiel „Hundert und oans“ kenne, das alten, italienischen Ursprungs ist und ganz deutlich die vier Klassen darstellt. Es sind 36 Karten in Verwendung: je neun Spade (ital. = Schwert, Säbel), Coppe (= Kelle = pfäffisch), Denari (runde, gelbe Münzen) und Bastone (Stäbe). Ich hab's sowohl auf dem Judenburg-Platz, als im Gailthal an der Grenze Welschlands, unterm Pladen zu Timau, wo noch mit schwarzer Acreide am Saumweg steht: „Via per Germania“ und im Lungau gefunden. Natürlich in abgelegenen Hochthälern. Sonst herrschen Jagd, Brandln, wo der Bauer den Herren stehen laßt, und Laab biats vor. (Laub bieten ist tirolisch). Die lateinischen Worte verdoimetschte sich das Volk und sagt: Spoken, sprichwörtlich beim Kartenspiel: „Spokes san Ioani Amerling!“ Dönorre, Koppel für Toppe und Nagl für Baston, (auch Bastl). Die Karten, wenn lang gebraucht sind, sehen auf den Deckhöfen oder in enger Wirthschaftlichkeit, wie die Schindeln aus. Sie sind voll steifen Drecks und man könnte Schindeldächer mit ihnen fluden. — Dieselben Karten sind auch bei den Czechen in Gebrauch. Wegen der „Säbel“ und „Kelle“, in denen man etwas „Huffisches“ zu sehen vermeint, werden sie besonders von den Jung-Czechen bevorzugt. —

— **Wie schützt man sich vor der Influenza?** Ein Wiener Arzt, Dr. Karl Heiler, entwirft im „Wiener Tageblatt“ folgende Schilderung dieser Krankheit: Die Influenza ist eine miasmatisch-contagiöse Krankheit in dem Sinne, daß die Miasmen theilweise aus dem Boden unter tellurischen Einflüssen erwachsen, theilweise der Krankheitskeim jedoch im Wege des Contagiums von Person zu Person übertragen werden kann. Die Krankheit vermag jedes Organ zu befallen, und es werden, wie gewöhnlich, jene Organe zumeist ergriffen, welche überhaupt geringe Widerstandsfähigkeit besitzen. Es ist zwar eine alte Phrase, die vom „locus minoris resistentiae“ spricht, allein sie bleibt ewig neu. Es ist eine Thatsache, daß Individuen, die zu Erkrankungen der Respirationsorgane, des Darmes, des Gehörs u. s. w. neigen, auch für die Influenza am empfänglichsten sind. Im Allgemeinen kann gesagt werden, daß minder widerstandsfähige Menschen mit geschwächtem Organismus die besten Angriffspunkte für die Influenza bilden. Einen absoluten Schutz gegen die Krankheit giebt es nicht. Relativ kann man sich auf zwei Wegen vor ihr schützen. Erstens dadurch, daß man den tellurischen Einflüssen auszuweichen trachtet. Das ist allerdings leichter gesagt, als gethan. Denn nicht jeder ist in der Lage, einen hochgelegenen Ort aufzusuchen, wenn Nebel die Luft erfüllen. Vor allem aber trachte man, den Körper durch kalte Bäder, Abreibungen und gute Nahrung zu stärken. Unter den an Influenza erkrankten Individuen hat man wieder zwischen geschwächten und kräftigen Personen zu unterscheiden. Die ersteren sollen zu Bette gehen und den Körper ausruhen. Gegen das Fieber sind kalte Einpackungen des ganzen Körpers in Anwendung zu bringen. Antipyretika jedoch weniger zu empfehlen. Kräftige Leute jedoch werden durch forcirte Märsche und durch den Aufenthalt in frischer Luft ihre Gesundheit wiedererhalten. —

ss. **Langlebigkeit bei Irrennigen** ist eine häufig beobachtete Thatsache, die neuerdings in England eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Kürzlich starb in einem dortigen Asyl ein Mann, dessen Lebensgeschichte jetzt viel besprochen wird. Im Alter von 29 Jahren verübte er einen Mordveruch und war bereits zu einer schweren Strafe verurtheilt, als man fand, daß er blödsinnig war und ihn nach Bedlam schickte. In diesem Irrenhause blieb er 21 Jahre bis 1864. Dann wurde er in das neueröffnete Broadmoor-Asyl überführt, wo er noch über 34 Jahre lebte. Während der 55 Jahre, die er im Irrenhaus verbrachte, soll er keinerlei Neigung zu Gewaltthaten mehr gezeigt haben, er war ein ruhiger, friedlicher Schwachkopf, der sich meist mit allerhand Späßen abgab. Als er am Anfang dieses Jahres starb, war er 84 Jahre alt, als Todesursache wurde Altersschwäche angegeben. Dr. Blandford hat kürzlich auf andere ähnliche Fälle hingewiesen. In einem kleinen Asyl für bessere Stände lebten unter seiner Aufsicht gleichzeitig 24 weibliche Kranke. Von diesen

waren vier über 80 und drei über 70 Jahre alt, sie hatten 44 bis 52 Jahre im Irrenhause verbracht. Die Berichte über andere englische Asyl, besonders die älteren Berichte, enthalten mehrere Fälle ähnlicher Langlebigkeit bei Geisteskranken. —

Literarisches.

kg. Eine große Zahl merkwürdiger Zeitungen und Zeitschriften, von denen selbst die meisten Einheimischen keine Ahnung haben, giebt es in New-York. Es sind dies die fremdsprachlichen, wobei aber die täglichen deutschen, französischen und italienischen Blätter gar nicht in Betracht gezogen werden. Es giebt unter den periodischen Zeitungen solche in arabischer, griechischer, russischer, türkischer, finnischer, polnischer, skandinavischer u. a. m. Sprache. Einige von diesen sind sogar älter als mehrere der großen modernen Tagesblätter in New-York. So ist besonders interessant die acht Seiten umfassende griechische Wochenchrift „Atlantis“, die in reinem Altgriechisch geschrieben ist. Sie besteht seit etwa sechs Jahren und hat neben ihrer Verbreitung unter den 15 000 Griechen in den Vereinigten Staaten eine große Bedeutung für die amerikanischen und englischen Gymnasien gewonnen. Arabische Zeitungen giebt es mehrere, sogar ein tägliches Blatt „Kawlab America“ („Stern von Amerika“); es vertritt die Interessen der Türken und aller Staatsangehörigen der Türkei, die außerhalb dieser wohnen, und ist über die ganze Welt verbreitet. Der Herausgeber rühmt sich, daß das Blatt, trotz seiner oppositionellen Haltung, selbst in Konstantinopel viele Abonnenten habe. Ein ähnliches Journal ist „Al-Aham“ („Chronik“), das wöchentlich zweimal erscheint. Es führt einen Kampf gegen den Sultan im Interesse der Ehre, von denen, wie der Herausgeber behauptet, 175 000 in Amerika leben sollen. „Al-Aham“, das „Organ der jungtürkischen Partei“, ist auf rosa Papier gedruckt und illustriert. In Opposition zu diesen beiden steht ein drittes arabisches Blatt, „Al-Alam“ („Die Welt“), eine Wochenchrift, von der man annimmt, daß sie von der türkischen Regierung unterstützt wird. Die Fehden zwischen beiden Parteien werden mit äußerster Erbitterung geführt. „Kardoni List“ ist ein Blatt in kroatischer Sprache. Es ist das Sprachrohr für die aus österreichischen Ländern kommenden Slaven, die zum größten Theil Bergleute sind und in Pennsylvania, Illinois, Montana und den beiden Dolotas wohnen, es hat unter diesen einen großen Leserkreis. „Glas Karoda“ ist ebenfalls ein slavisches Wochenblatt. Den russischen Polen wird von der „Hrvatka New-York“ die geistige Nahrung geliefert. Die Interessen der in den Vereinigten Staaten lebenden Russen werden im „Amerikansky-Russky Wiestnik“ wahrgenommen, das Blatt wird von einem eifrigen Patrioten, der auf den schönen slavischen Namen — John Smith hört, herausgegeben. Für die Finländer, die in Massachusetts, Michigan und Minnesota Kolonien haben, wird in New-York wöchentlich ein illustriertes Journal, in reinstem Finländisch geschrieben, gedruckt. Sie haben übrigens ihre eigenen Schulen, und man erzählt, daß die dort angestellten Lehrer in der Regel viel eher von den Kindern das Finländische als diese von ihnen das Englische lernen. Die Skandinavier haben mehrere Blätter, das schwedische gehört zu den ältesten fremdsprachlichen Zeitungen in New-York. Ein armenisches Wochenblatt Gail findet guten Absatz; in der hebräischen Sprache werden viele Tages-, Wochen- und Monatsblätter gedruckt. Bis vor einem Jahre erschien auch eine chinesische Zeitung in New-York, sie ging aber, da sie keine Leser finden konnte, wieder ein. —

Erziehung und Unterricht.

— Der Ausschuh für vollsthümliche Universitäts-Vorträge in Dänemark erklärt sich, wie man der „Tägl. Rundschau“ mittheilt, mit den ersten Ergebnissen seiner Thätigkeit zufrieden; die Bemühungen des Kopenhagener „Volks-Universitäts-Vereins“, den englischen University Extension-Unterricht in Dänemark einzuführen, haben lebhaften Anschluß gefunden. Nach den Mittheilungen, die dem von Universitätslehrern eingesetzten Ausschusse zugegangen sind, hat man bisher an 15 verschiedenen Orten besondere Universitätsvereine errichtet und an zehn weiteren sind solche in der Bildung begriffen. Infolge dessen vermag der Ausschuh den an ihn herantretenden Wünschen um Veranstaltung von Vorträgen nur theilweise zu entsprechen. Immerhin wird dieser Tage an 15 Orten mit den Vorträgen begommen werden, wobei größtentheils ja ein Dozent denselben Vortrag in mehreren Städten hält. Die Gegenstände und Orte sind: „Neuzeitliche Naturlehre“ in Kopenhagen und Aalborg; „Die Bakterien und ihr Leben“ in Kopenhagen, Aarhus und Randers; „Hauptabschnitte in der Geschichte der dänischen Sprache“ in Kopenhagen; „Die produktive Arbeit und ihre Bedingungen“ (Schaffungen der Werthe) in Kopenhagen, Aalborg, Kolbing und Helsingör; „Die Blüthezeit der städtischen Kultur“ (besonders in dem alten Florenz und dem alten Nürnberg) in Aarhus und Horsens; „Die wirthschaftliche Entwicklung Dänemarks“ in Aalborg, Hjørring und Fredrikshavn. — Die Hauptstellen tragen die örtlichen Vereine, doch steuert auch einige Kopenhagener Stiftungen bei. Im Uebrigen hofft man auf eine staatliche Unterstützung. —

Völkerrunde.

c. Einen Schlangentanz der Eingeborenen auf den Philippinen schildert nach eigenen Beobachtungen der amerikanische Reisende C. F. Todd, der mehrere Jahre auf den Philippinen zugebracht hat, in folgender Weise: „Mein Führer, ein

Eingeborener, hatte mich eingeladen, einem Schlangentanz, der beim Mondausgang stattfinden sollte, beizuwohnen. Wir schritten durch dichtes Gestrüpp, bis wir plötzlich auf etwa vierzig Eingeborene stießen, die völlig bewegungslos, wie aus Marmor gehauen, am Boden kauerten. Mein Führer hatte mich vorher gewarnt, kein Wort zu sprechen und kein Geräusch zu machen, da das den Zauber brechen und den Zorn der Medizinnämer auf mich lenken würde, der ernstliche, vielleicht unheilvolle Folgen für mich haben könnte. Während einiger Minuten hörte man keinen Laut, dann sprang hinter einem Baume eine abschreckende, nackte Gestalt hervor, in jeder Hand eine sich krümmende Schlange haltend. Die Gestalt tauchte bis in die Mitte der Gruppe; zu ihr gesellten sich noch mehrere, die alle aus der halbdunklen Umgebung hervorschoffen, bis etwa zwanzig nackte Wilde da waren, von denen jeder eine bis fünf Schlangen aller Arten und Größe hielt, und wie sie sich in Verrenkungen hin und her wanden, schienen Menschen und Schlangen eine sich windende Masse zu sein. Der einzige Laut, den man hörte, war das Rischen der Schlangen. Die Zeremonie dauerte eine halbe Stunde, dann warf jeder der Tänzer auf irgend ein verabredetes Zeichen seine Schlangen zur Erde und ließ sie entschlüpfen. Ich war halbtodt vor Schrecken, als ich eine große Schlange sich in der Richtung bewegen sah, in der ich mich befand: aber sie schlüpfte ins Dicht. Mein Führer erzählte mir später, daß diese Zeremonie zweimal jährlich vollzogen würde und daß man die Schlange immer entschlüpfen ließe; es sei aber nie vorgekommen, daß Tänzer oder Zuschauer von den bei der Feier benutzten Schlangen gebissen wurden.“ —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ueber einen interessanten Fall von Pflanzenornithophilie, d. h. Anpassung des Baues der Blütthe an eine durch Vögel herbeizuführende Befruchtung, aus der chilenischen Flora lag der Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Sitzungsberichte 1898) eine Mittheilung von Friedrich Johow in Santiago (Chile) vor. Es handelt sich um *Puya chilensis* Mol., eine unter dem Namen „Cardon“ bekannte, an der chilenischen Küste sehr verbreitete, riesige Erd- Bromeliacee. Der stielbede Stamm breitet sich, schlangentartig gekrümmt, mehrfach verzweigt und mit großen, schuppenförmigen, in Folge von Feuer häufig verholzten oder sonnengebräunten Blattresten bedeckt, am Erdboden aus. Jeder Ast trägt an seiner Spitze eine große Rosette von über hundert starren, meterlangen, schwertförmigen und am Rande dornig gezähnten Blättern. Aus der Mitte einer der stärkeren Blattrosetten schießt zum Beginn des dortigen Frühjahrs (im September) bei älteren Pflanzen ein mächtiger Blütenstiel empor, der einschließlich seines arnbiden Stieles bis zu drei Meter hoch wird und eine einfach zusammengekehrte Lehre von zylindrischer Gestalt und vom Umfange eines menschlichen Körpers darstellt. Jeder der 60 bis 80 seitlichen, schwach nach auswärts gerichteten Zweige des Blütenstandes trägt an seiner Basis etwa ein Dutzend kurzgestielter, ein wenig nach oben gerichteter Blüthen, die ihre Oeffnung dem Rande des Blütenstandes zuehren. Oberhalb des die Blüthen tragenden Theiles sind die Zweige nur mit Hochblättern besetzt, die in ihrer Achsel keine Knospen erzeugen. Es ragen also an jedem Blütenstande 60—80 nackte, scheinend jeder Bedeutung entbehrende Zweigenden in die Luft hinaus. Die einzelne etwa 4 cm lange und 2 cm dicke Blüthe hat eine am Rande glockenförmig nach außen gebogene grünlichgelbe, geruchlose Blumentrone, die von drei freien, mit überstehenden Rändern so fest an einander schließenden Blütenblättern gebildet ist, daß ein Ausfließen des reich vorhandenen Nektars verhindert wird. Staubgefäße und Stempel lassen einen weiten Zugang zum Blüthen Grunde frei, die Selbstbefruchtung ist erschwert, dagegen die Fremdbestäubung durch Körper, die nach einander in verschiedene Blüthen dringen, erleichtert. Der großkörnige Pollen ist sehr klebrig und tiefgelb. Im Grunde der geöffneten Blüthe findet sich ein 1/2—3/4 Gramm schwerer Tropfen einer wasserhellen Flüssigkeit, die von den mit langen Schlitzen sich öffnenden Septaldrüsen des oberständigen Fruchtknotens abgesondert wird, nur geringen Zuckergehalt besitzt und hauptsächlich bei Nacht abgeschieden wird, so daß der Nektarreichthum der Blüthen während der Morgenstunden, wo noch keine Flüssigkeit verdunstet ist, am größten ist. Die Bestäubung der Puya-Blüthe wird in der Regel durch einen Vogel besorgt, der das im Grunde der Blumentrone angesammelte Wasser trinkt und an dessen Kopf sich der klebrige Pollen anheftet. Es ist dies der im Lande sehr verbreitete „Tordo“ oder chilenische Staar, der an Farbe und Gestalt dem deutschen Staar sehr ähnlich ist. Um die süße Flüssigkeit, von der in jeder Blüthe ein bequemer Schluck vorhanden ist, zu erlangen, setzt sich der Staar auf eins der sterilen Enden der Seitenzweige des Blütenstandes und trinkt hierauf die einzelnen Blüthen, die am Grunde des Zweiges sitzen und deren Oeffnung nach außen, also ihm zugekehrt ist, eine nach der andern aus. Die Staare besuchen die Puya-Blüthe so regelmäßig, daß sie zur Blüthezeit der Pflanze statt des ihnen zukommenden rabenschwarzen ein goldig gefärbtes Haupt besitzen. Am Fuße der Hauptcordillieren, wo die *Puya chilensis* mit gelben Blütenstaube durch die *Puya coerulea* mit orangerothem Pollen vertreten wird, haben die Staare zur Blüthezeit dieser Puya-Art (im November) orangerothe Köpfe. Außer dem Staare trinken aus den Puya-Blüthen, diese dabei be-

stänbend, der chilenische Krammeltvogel oder Zorgal und die ihm verwandte *Thenca*. Zu den ornithophilen Eigenthümlichkeiten der Pflanze rechnet Johow die sterilen, scheinbar zweidlosen Zweigenden, auf denen die Vögel beim Trinken sitzen und die bei den nicht von Vögeln bestäubten Puya-Arten fehlen, die auf das scharfe Auge der Vögel berechnete Farbe der Blüthe, deren weite Oeffnung, den klebrigen Pollen und die reichliche Nektarabsonderung besonders des Morgens, wo die Vögel am lebhaftesten sind. —

(„Promethens“)

Technisches.

a. Selbstthätig sich bewegende Boote. Gestützt auf die an Fischen gemachten Beobachtungen hat H. Linden in Neapel ein Boot konstruirt, welches ohne Ruder, Segel und andere von Menschenhand dirigitte Mittel durch die Einwirkung der bewegten See bewegt werden soll. Ähnlich wie bei den Fischen die Schwanzflosse die Bewegung vermittelt, sollen bei dem neuartigen Boot zwei, vorn und hinten unter der Wasserlinie befindliche, allmählig dünner werdende Flossen aus Eisenblech dieselbe Aufgabe erfüllen. Der Wellengang bewirkt durch den Druck des Wassers gegen die flachen Seiten der Flossen, daß diese fortbauern abwechselnd nach unten und nach oben gebogen werden, diese Bewegungen treiben das Wasser rüdwärts, das Boot also vorwärts. Dabei kann durch Schrägstellung der Flossen die geradeaus gerichtete Bewegung seitlich verändert werden, so daß also die Flossen zugleich als Steuer dienen. Der Flossenmotor ist bis jetzt an Booten von höchstens 5/2 Meter Länge erprobt worden, denen er bei stark bewegter See die Geschwindigkeit von 5 Kilometern in der Stunde ertheilt. Versuche an Modellen haben ergeben, daß mit der Größe des Bootes auch dessen Geschwindigkeit wächst. Dies neue Boot hat nun nicht etwa nur die Bedeutung einer Spielerei, sondern es ist für einen sehr ernsten Zweck geeignet: Es soll nämlich dazu dienen, bei hohem Seegang die Wellen durch Ausgießen von Oel zu glätten. Zu diesem Zweck wird das Flossenboot mit zwei Oel enthaltenden Säcken ausgerüstet und mittels einer Leine mit einem großen Schiff verbunden, von diesem aus in einer solchen Richtung in See gesandt, daß das aus den Säcken langsam fließende Oel den sich ausbreitenden Wellen gerade begegnet und sie beruhigt. —

Humoristisches.

— Vorsichtig. Eine Bänerin kommt zur Stadt, um sich einen schmerzhaften Zahn ziehen zu lassen. Nachdem ihr der Zahnarzt die Leichtigkeit der Operation bei Anwendung von Aether aus-einandergelegt, ist sie bereit, sich betäuben zu lassen, holt jedoch zuerst ihr Geld aus der Tasche. „Ach,“ sagt der Arzt, welcher glaubt, sie wolle gleich bezahlen, „lassen Sie das nur vorläufig, das hat ja Zeit“. Worauf die Bänerin entgegnet: „Noi, noi, Herr. Ich will nur z'erst mei Geld zähle, bevor ich damisch werd!“ —

(„Jugend.“)

— Macht der Einbildung. Mann und Frau schlafen. Da ertönt plötzlich des Weibes Stimme: „Um Gottes willen, Luft, ich erstide!“ — „Was giebt's?“ ruft der Mann. — „Luft, Luft, mach doch das Fenster auf!“ — Er eilt zum Fenster. „Der Riegel ist nicht zu finden,“ jammert er. „Schlag das Fenster ein!“ Er thut's, und ruhig kam seine bessere Hälfte wieder schlafen.

Am nächsten Morgen beleuchtete die Sonne eine zerbrochene Duffetscheibe. —

Notizen.

— In dem Befinden Hermann Sudermann's ist, wie aus Würzburg berichtet wird, eine Besserung eingetreten. —

— Das Wiener „Fremdenblatt“ hat einen verantworlichen Redakteur, der dieser Tage seinen 95. Geburtstag feierte. Das „Fremdenblatt“ ist offiziös. —

— Das Schauspielhaus wird in nächster Zeit Friedrich Hebbel's „Nibelungen“ zur Aufführung bringen. Auch „Herodes und Mariamne“ von Hebbel wird vorbereitet. —

— Sudermann's „Johannes“ ist im Kopenhagener Dagmar-Theater mit großem Erfolge aufgeführt worden. —

c. e. Im Petersburger Alexandra-Theater wird auch in diesem Jahre, vom 7. März bis zum 9. April, ein Gastspiel deutscher Schauspieler von verschiedenen Theatern unter der Leitung von Philipp Vod stattfinden. —

1. Eine für die Geschichte der französischen Architektur wichtige Publikation wird von der französischen Kommission für historische Baudenkmäler vorbereitet. Diese Kommission, die bereits seit dem Jahre 1837 arbeitet, hat die Restaurationsarbeiten an historischen Denkmälern zu überwachen, sie läßt vor jeder Reparatur eine sorgfältige Darstellung des Baues, seiner Lage und der auszubessernden Schäden durch tüchtige Künstler anfertigen und sammelt diese Arbeiten. Das aufgespeicherte werthvolle Material, das bisher fast unzugänglich war, soll jetzt unter der Leitung von A. de Baudet und Perrault-Dabot in fünf Bänden publizirt und so allgemein zugänglich gemacht worden. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. Februar.